Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 32

Artikel: Der Neubau des bernischen Konservatoriums
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646854

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das neue Konservatorium im Strassenbild der Kramgasse. Phot. Klameth

Ungewöhnlicher Baustil für Bern — wenn auch versteckt in der Hinterfassade Phot. Klameth

Der Neubau des bernischen Konservatoriums

treibt — langsam, aber sicher — seiner baldigen Einweihung entgegen. Mit der äußern Vollendung dieses modernen Musentempels ist es nun selbst dem unvoreingenommensten Beschauer klar geworden, daß da, mitten in einem der schönsten Straßenzüge der Welt, ein geradezu klassisches Schulbeispiel für den weitverbreiteten Irrtum entstanden ist: Man könne auf rein rechnerischer verstandesmäßiger Grundlage die erstrebenswerte Erhaltung des typischen, wertvollen Altstadtbildes mit den Forderungen einer neuzeitlichen, zweckgebundenen Bauweise verquicken, ja vielleicht sogar zu einer allseitig ausgewogenen Einheit verschmelzen. Es sind hier nicht einmal so sehr die einzelnen Schönheitsfehler, Folgen einer nicht zu Ende gedachten Konzeption, die den deprimierenden Eindruck eines bauunreifen Entwurfes hinterlassen. Es liegt auch wirklich nicht allein daran, daß man sich wieder einmal mehr nicht von den schmalen, aus früheren Jahrhunderten übernommenen Fensteröffnungen zu trennen vermochte — ein sachlichkeitstriefender Glaspalast wäre ja (in dieser Nachbarschaft) ebenso verfehlt gewesen —, es liegt auch nicht nur an den überdimensionierten und in trostloser Regelmäßigkeit angeordneten Dachlukarnen. Daß eine einigermaßen funktionell bedingte Fassadengestaltung nach einem bescheidenen Anläuflein — wobei der asymetrisch angebrachte plastische Schmuck neben dem künstlerischen Zweck auch noch gleich die Aufgabe mit übernommen hat, sich für die Kühnheit zu entschuldigen, weil ganze drei Fenster im ersten Stockwerk etwas kürzer geraten sind als ihre übrigen in der gleichen Reihe stehenden Kollegen — im Sandstein verlaufen ist, den man (ehrlich währt am längsten!) als Folie und Fassadenfassade über das Beton- und Backsteinmauerwerk geklebt hat, um wenigstens äußerlich den Schein, das Gesicht zu wahren, ist ebenfalls nicht ausschlaggebend. Nein, das Krebsübel liegt viel tiefer und viel weiter zurück — in der Tatsache, daß die Baumeister unsrer Zeit zwar über ein ausgezeichnetes technisches Rüstzeug zu verfügen pflegen, daß sie rein konstruktiv zweifellos auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, daß ihnen jedoch fast durchwegs die gefühlsmäßige Seite des Problems ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Weil sie keine (oder dann gleich zu viel) Phantasie haben — zu wenig Künstler sind. Eine so ausgesprochen gefühlsbetonte Baugesinnung wie die des alten Bern, die von der Frühgotik bis zum Spätbarock reicht und dennoch eine geistige Einheit bildet, verlangt vom Architekten einerseits weitgehende Anpassung an das Bestehende (sofern es erhaltungswürdig ist), anderseits aber auch eine lebendige bauliche Weiterentwicklung innerhalb des organisch gewachsenen Stadtkerns. Und nur beides zusammen ist wohlverstandene Bautradition! Denn der Reiz Alt-Berns besteht ja nicht nur in seinem einzigartigen Laubensystem, sondern unter anderm auch in der Ausnützung topographischer Voraussetzungen (daher die „malerische" Linienführung der Gerechtigkeitsgasse—Kramgasse!) und in der intuitiven Beherrschung der Grundsätze einer auch seelischen Bedürfnissen Rechnung tragenden Bautechnik. Es ergeht somit an alle gegenwärtigen und zukünftigen Haus- und Städtebauer der eindringliche Appell, weniger mit dem Reißbrett vor dem Kopf als vielmehr mit dem Herz in der Hand zu arbeiten.

Das neue Konservatorium sprengt jedoch mit seiner mächtigen, viel zu wenig gegliederten Fassade recht unharmonisch (!) und geradezu undemokratisch das bisher (trotz seiner Stil-Vielheit) so einheitliche Baugepräge der Kramgasse. Jahrelang litt die stadtbernische Musikschule an Lebensraummangel und baulicher Zersplitterung — und jetzt, nach erfolgter Zentralisation und Expansion, fällt man aus der betonten Zurückhaltung früherer Zeiten in das gerade Gegenteil. Diese nüchterne, hartekige Fassade beherrscht, tyrannisiert nun einen Straßenzug, von dem an der Laupenschlachtfeier 1939 Bundesrat Etter sagte, er sei der schönste in der ganzen Welt. Das zwischen zwei Fensterreihen asymetrisch und etwas unorganisch angebrachte Hochrelief des Bildhauers J. Probst (Basel) versucht, mit (für Bern) kühnen künstlerischen Mitteln die architektonische Schroffheit, den Mangel an baulicher Anpassungsfähigkeit zu mildern und gleichzeitig der Nachwelt einen plastischen Ein- und Ausdruck davon zu vermitteln, wes Geistes Kind das Jahr 1940 gewesen sein muß.

Besonders kraß äußert sich der Gegensatz zwischen alt und neu aber hinter der allzu korrekten Hauptfassade, nämlich über dem engen Schalgäßchen, wo die denkbar kompliziertesten Eisenbetonkonstruktionen des Treppenturmes in das baufällige Holzwerk des Nachbarhauses übergreifen — Gegensätze, die sich (unangenehm) berühren, schneiden. Ein Anblick gräßlich und gemein. Dafür wird der größere der beiden Säle im Konservatoriumsneubau, der mit der Empore 300 Sitzplätze faßt, in Zukunft auch den Stadtratssitzungen dienen. Diese Luftveränderung dürfte zur Folge haben, daß sich die Herren Stadtväter bald einmal (dem Genius loci zu Ehren) nur noch liebreich anfingen, und daß sie für Kreditbegehren und andre Sonderwünsche ein noch empfindlicheres Musikgehör haben werden. th.